Nr. 28 — **Leipzig, den 3. Juli** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Lieder von Julius Sturm — Seneka und das Urchristentum. 1. Legendenbildung; 2. Verwandte Klänge in Senekas Schriften und im Neuen Testament — Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. 1 — Die judenchristliche Gemeinde zu Kischinew in Bessarabien — Christliche und humane Kinderpflege — Verschiedenes: Ein bedauerliches Festspiel; Protest; Lutherstipendium für italienische Theologen; Sofia; Ein chinesisches Seitenstück zu Salomons Urteil

Lieder

von Julius Sturm

Ruhe in Gott

Gott, meine Seele freuet sich in dir,
Fühlt sich in heil'ger Liebe dir verbunden,
Und alle Wünsche sind verstummt in ihr,
Weil sie Genüge hat in dir gefunden.

Zuspruch

Verzage nicht, wenn Leiden dich bedrücken
Und langsam nur die Stunden vorwärts rücken
Und unter heißen Schmerzen du durchwacht
Die ewig lange Nacht.

Gott sieht dich wohl, auch steht sein Ohr dir offen:
Klag' ihm die Not, du darfst auf Hilfe hoffen;
Er endet sicher liebend all dein Leid,
Doch nur zu seiner Zeit.

Zu seiner Zeit! Gieb auf dein eitles Grämen!
Bald wirst auch du des Herren Ruf vernehmen:
„Erlösung naht! Erheb' dein müdes Haupt!"
O selig ist, wer glaubt!

Was bleibt?

Ich sah ein Schiff, das auf dem Meere fuhr,
Dem Blick entschwand's. Wo blieb von ihm die Spur?

Die Rose sah ich blühn und grün das Laub.
Wo sind sie hin? Als Staub ruhn sie bei Staub.

Ich sah ein Haus: voll Lachens war's am Tag,
Der Abend kam und Weinen folgte nach.

Ich sah die Braut, den Myrtenkranz im Haar
Im Sarg ruhn, die geträumt vom Traualtar.

Ich sah den Forscher, dem man Ehr' und Preis
Als Mann gezollt, als kindisch schwachen Greis.

Da sprach ich zu mir selbst: Nichts hat Bestand,
Als was in Gott lebt, weil es Gott verwandt.

Das Gotteswort

Das Wort des Herren leuchtet fort,
Ob ihr's beachtet oder nicht;
Wird euch zum Segen nicht dies Wort,
So wird's euch endlich zum Gericht.

Seneka und das Urchristentum

Uebersicht: 1. Legendenbildung; 2. Verwandte Klänge in Senekas Schriften und im Neuen Testament; 3. Senekas Charakter; 4. Die Legende und die Geschichte.

1. Legendenbildung

Es ist eine bekannte Erfahrung, die jeder von uns im täglichen Leben machen kann, daß Gerüchte eine umso bereitwilligere Aufnahme finden, je abenteuerlicher sie sind, wenn sie nur auf eine einigermaßen entgegenkommende Stimmung, auf den guten Willen der Kreise, in denen sie verbreitet werden, rechnen können. Aehnliche Erfahrungen macht der Historiker auf Schritt und Tritt; nicht selten kommt es vor, daß sich um eine hervorragende Persönlichkeit ein solcher Kranz von Legenden windet, daß es äußerst schwer, zuweilen unmöglich ist, denselben zu entfernen. Am meisten aber hat das Verständnis der Anfangsepochen einer großen Entwicklung unter den Entstellungen zu leiden, mit denen eine spätere Zeit dieselben in bester Absicht beschenkt hat.

Nirgends vielleicht häufen sich diese Schwierigkeiten so wie bei der Durchforschung des apostolischen Zeitalters der christlichen Kirche. Als sich die Kirche in der Welt einzurichten begann und der Glaube, daß die Wiederkunft des Herrn in den Wolken des Himmels bald bevorstehe, mehr und mehr der Einsicht Platz machte, daß die Kirche zuvor noch eine Mission auf Erden zu erfüllen habe, da begann man die Zeit, welche den Heiland auf Erden gesehen hatte, mit einem Heiligenschein zu verklären, der sich allmählich um die Häupter aller derjenigen lagerte, welche des näheren Umgangs mit dem Herrn gewürdigt worden waren und von ihm gezeugt hatten. Vom galiläischen Fischer, dem „einfachen und ungelehrten Manne" (Apostelgesch. 4, 13), bis zum Apostelfürsten und Himmelspförtner scheint's ein weiter Weg, und doch, wie bald werden die Umrisse des Bildes sichtbar, das man sich heute von Petrus zu machen geneigt ist. Der fromme Wunsch, daß etwas so gewesen sein möchte, war gar bald verwandelt in das Glaubensurteil, daß es so gewesen sein müsse, und endlich wurde dieses Urteil zum festen Satz, für den man gelegentlich nicht verfehlte, nach Beweisen zu suchen.

Solche fromme Wünsche waren es auch, welche nicht selten zur Legendenbildung führten, wenn man die Frage erwog, wie wohl das aufstrebende Christentum in seiner frühesten Zeit zum Heidentum sich verhalten habe. Je gewisser die Thatsache war, daß sich das Christentum zunächst an die Armen und Verachteten der Welt gewandt hatte, umso verführerischer war es, nach Beispielen zu suchen, wo es auch zu vornehmeren Kreisen in Beziehung getreten war.

Einer ähnlichen Legendenbildung verdankt es der alte Philosoph Seneka, der Lehrer des Kaisers Nero, daß man lange Zeit in ihm einen Christen sehen wollte. Freilich wird hier die Legende unterstützt durch die Thatsache, daß keine Schriften aus dem heidnischen Altertume so sehr von christlichem Hauch durchweht scheinen, wie Senekas philosophische Traktate. Schon

frühzeitig wurde man darauf aufmerksam, und bereits der afrikanische Kirchenlehrer Tertullian führt gelegentlich den Seneka als Zeugen für von ihm vertretene Ansichten auf. Aber dabei blieb es nicht. Man schrieb noch nicht 400, da nennt der Kirchenvater Hieronymus in einem kleinen Büchlein, in welchem er Notizen über berühmte Männer der christlichen Vorzeit gesammelt hat — für uns trotz oft erwiesener Stupidität und Oberflächlichkeit eine wichtige Quelle —, unter diesen Heiligen auch den L. Annäus Seneka. Zu seiner Zeit war die Legendenbildung bereits so weit vorgeschritten, daß er auf einen Briefwechsel hinweisen konnte, den der berühmte Philosoph mit dem in Rom gefangenen Paulus geführt haben sollte. Ob er nicht selbst noch diesen Briefwechsel mit etwas mißtrauischen Augen betrachtet hat? Fast möchte man es vermuten: denn derselbe ist ein so unfruchtbares und geistloses Machwerk, daß es selbst einem so leichtgläubigen Manne, wie Hieronymus einer war, schwer gefallen sein muß, an seine Echtheit zu glauben. Seit der Zeit aber spukt die Sage von dem Christentume des Seneka oder doch wenigstens von seinen freundschaftlichen Beziehungen zum Christentum in den Köpfen und treibt auch heute noch ihr Unwesen.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andre unsrer Leser, einmal in Renans Buch vom „Antichrist“ gelesen zu haben, wie sich der geistvolle Schriftsteller so gar nicht dabei beruhigen kann, daß wir vom Ausgange des Apostels Paulus so wenig wissen. Er möchte ihn am liebsten sterben lassen, an sich selbst und seiner Mission verzweifelnd, von allen Genossen verlassen, schiffbrüchig an der Küste Spaniens oder Galliens mit dem Ausrufe: „So hab' ich doch geirrt.“ Einem geistvollen Manne, zumal einem Franzosen, mag es wohl einmal hingehen, daß er in dieser Weise seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, wenn auch in unserm Falle dieselbe keineswegs einen erfreulichen Gedanken zu Tage gefördert hat. Leider aber ist nicht jeder so vorsichtig, solche Phantasiegemälde als Erzeugnisse frommer Wünsche ausdrücklich zu bezeichnen. So hat der Franzose Fleury, nachdem er zunächst durch Kombination die Möglichkeit festgestellt hatte, daß Seneka und Paulus miteinander räumlich in Berührung gekommen sein könnten, aus diesem Faden ein ganzes Netz der abenteuerlichsten Behauptungen herausgesponnen, indem er sich mit dem Satze deckt: „Ist einmal die Hauptsache bewiesen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch die Einzelheiten wahr sind.“ Da weiß er uns denn zu erzählen, wie Paulus in seinem Prozeß, nachdem er sich dem Seneka als früheren Bekannten seines Adoptivbruders Gallio (Apostelgesch. 18) vorgestellt, an dem berühmten Philosophen und Hofmann einen mächtigen Gönner gefunden habe, der sogar nach des Paulus glänzender Verteidigung beim Senat den Antrag stellte, die Religion des Paulus, wenn nicht anzunehmen, so doch wenigstens zu dulden. Auch besuchte Seneka den Gefangenen, und nur die Furcht vor der Wachsamkeit der römischen Polizei, welche solchen Verkehr eines Ministers mit einem Staatsgefangenen doch nicht ruhig mit ansehen durfte, wurde dann die Veranlassung, weshalb die Freunde zum brieflichen Verkehr ihre Zuflucht nehmen mußten. In solcher Weise macht man gelegentlich Geschichte. Es bleibt nur zu bedauern, daß auch deutsche Arbeiten nicht immer frei sind von derartigen Ausgeburten einer allzu fruchtbaren Phantasie.

Leider muß man ein solches Urteil auch über ein jüngst erschienenes Buch fällen, das den Titel trägt: „L. Annäus Seneka und sein Verhältnis zum Urchristentum“ von J. Kreyher (Berlin, 1887, Gaertnersche Verlagsbuchhandlung. 198 S). Es würde den Aufgaben, welche unser Blatt zu erfüllen sucht, nicht entsprechen, wollten wir uns auf eine Kritik dieses Buches einlassen; die folgenden Ausführungen sind rein positiver Natur und ersetzen vielleicht dadurch am besten eine Kritik. Nur das mag erwähnt werden, daß Kreyher nicht eigentlich behauptet, Seneka sei Christ geworden, wiewohl auch dieser fromme Wunsch zwischen den Zeilen zu lesen ist. Er begnügt sich damit, angeblich den Nachweis zu liefern, daß der Philosoph mit dem Urchristentume, besonders mit dem Apostel Paulus, in enge Beziehungen getreten sei, ein Nachweis, der ihm mißlungen ist, was umso mehr bedauert werden muß, als dem Buche der Esprit, welcher die oben dargelegten Phantasiegemälde der Franzosen noch erträglich machte, gänzlich abgeht.

---

2. Verwandte Klänge in Senekas Schriften und im Neuen Testament

Wir haben bereits angedeutet, daß die Legende von der Christlichkeit Senekas vornehmlich daran einen scheinbaren Stützpunkt findet, daß in seinen Schriften manche Stellen nicht nur christliches Gepräge zu tragen, sondern sich geradezu mit Stellen unsrer neutestamentlichen Urkunden zu berühren scheinen. Es ist begreiflich, daß man von jeher auf das eifrigste nach solchen Parallelen gefahndet und dieselben triumphirend als Beweise aufgeführt hat. Nun haben aber solche Vergleichungen meist das Bedenkliche, daß sie dem einen von größtem Gewicht zu sein scheinen, während der andre oft nicht einmal imstande ist, auch nur eine Aehnlichkeit zu entdecken. Wenn man die vierundzwanzig Seiten umfassende Liste ansieht, in der Kreyher, zum Teil Fleury folgend, die angeblichen Parallelen aus Seneka und dem Neuen Testamente zusammenstellt, so kommt man aus dem Staunen nicht heraus, was alles in einer Stelle gesehen werden kann, wenn man es nur sehen will. Ich habe nur wenige Sätze finden können, in denen Gedanke und Wortlaut einigermaßen zu einander stimmen oder auf einander hinweisen, und diese wenigen Berührungen finden, wir wir sehen werden, eine weit bessere Erklärung aus andern Gründen. Wie subjektiv aber dieses ganze Verfahren ist, das beweist der Umstand, daß man den Versuch gemacht hat, das Verhältnis umzukehren und zu erweisen, daß Berührungen allerdings vorhanden seien, die Priorität aber nicht den neutestamentlichen Schriften, sondern Seneka zukomme.

Seneka war bekanntlich ein Moralschriftsteller, dessen philosophische Sätze ihn der stoischen Schule zuweisen. Nun ist die Beobachtung keineswegs eine neue, daß „kein andres System der alten Philosophie dem Universalismus des Christentums so kräftig vorgearbeitet hat, wie gerade der Stoizismus“ (C. F. Baur). Auf keinem andern Gebiete berühren sich aber die Sätze der Stoa so sehr mit christlichen Gedanken, wie gerade auf dem der Moral. Sieht man im Christentume auch ein „System“ und meint man, seine Quintessenz damit zu erschöpfen, daß in ihm eine Reihe moralischer Vorschriften geboten werden, daß es gleichsam als ein Sittenkodex erscheint, so sieht man sich freilich in der unangenehmen Lage, zugeben zu müssen, daß eine ganze Reihe dieser Vorschriften und viele der besten von den Lehrern der Stoa auch gegeben worden sind; ja man darf mit Recht auf Sokrates zurückgehen und kann behaupten, daß schon bei diesem Philosophen sich Lehren nachweisen lassen, welche ihn im obigen Sinne zum Christen stempeln würden. Aus der Beschaffenheit dieser Lehren sollte man nun aber den Schluß ziehen, daß gerade weil sie zu den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Männern ausgesprochen und wiederholt worden sind, sie nicht der Ausfluß einer besondern göttlichen Offenbarung, sondern Wahrheiten sind, auf welche eben bereits die natürliche Vernunft des Menschen verfallen konnte. So steht es bei jenen Sätzen Senekas, von denen wir oben sagten, daß sie allenfalls als Gedanken- und Wortparallelen gelten dürfen. Zu solchen Aussprüchen rechnen wir, wenn es Apostelgeschichte 20, 25 heißt: „Wir gedenken an des Herrn Jesu Wort, das er sprach: Geben ist seliger als nehmen“; und bei Seneka Epistel 81, 10: „Der Weise ist es, der sich des Gebens mehr freut, als ein andrer des Empfangens.“ Ein jeder Unbefangene wird zugeben, daß hier ein Wort vorliegt, für das weder Jesus noch Seneka das Urheberrecht in Anspruch genommen haben würden.

Sieht man aber die „christliche Moral,“ die „christliche Metaphysik“ und die „christliche Theologie“ Senekas etwas näher an, so wird man finden, daß ihr bei aller gelegentlichen Verwandtschaft in der Mitteilung allgemeiner Vernunftwahrheiten gerade das spezifisch Christliche abgeht. Alle diese Wahrheiten werden ja dadurch erst zu christlichen, daß sie in Zusammenhang gestellt werden mit der Predigt von Jesus von Nazareth, dem Erlöser der Menschheit, dem Sohne Gottes. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, Seneka auch hier in Schutz zu nehmen, und

Fleury hat sogar in dem Philosophen einen orthodoxen Trinitarier gesehen, indem er die Erwähnung des „allmächtigen Gottes," der „unkörperlichen Vernunft" und des „durch alles verbreiteten göttlichen Geistes" bei Seneka ohne weiteres dem christlichen Satze vom Vater, Sohn (Logos) und heiligen Geiste gleichsetzte, ohne dabei zu beachten, daß Seneka jenen drei Mächten noch eine vierte zugesellt, das fatum oder den unabänderlichen Naturzusammenhang.

Nirgends in Senekas Schriften läßt sich eine Stelle finden, in der auch nur ein Nachklang christlicher Predigt aufgezeigt werden könnte. Vielmehr unterscheiden sich gerade die als Parallelen aufgeführten Stellen dadurch, daß bei Seneka die christliche Beziehung nicht ausgedrückt ist. So weiß auch Seneka davon zu reden, daß „der Tag kommen wird, welcher die verborgene und durch die Zeit zurückgedrängte Tugend kundmachen wird" (Ep. 79, 17); die Stelle aber, die als christliche Parallele dazu angeführt wird (1. Kor. 4, 9), spricht ausdrücklich von der Zeit, wo der Herr kommen wird, der auch das Verborgene aus der Finsternis ans Licht bringen wird, und gerade diese Betrachtungsweise ist das Eigentümliche und das, worauf Paulus hier Wert legt. So spricht auch Seneka davon, daß „er sich auf den Tag vorbereiten will, wo er entkleidet alles Blendwerks und aller Schminke über sich entscheiden soll" (Ep. 26, 5). 2. Kor. 5, 10 ist es aber der Richterstuhl Christi, vor dem wir zu erscheinen haben, auf daß ein Jeglicher vergolten empfange, was er bei Leibesleben gethan, und gerade hier ist der Unterschied der stoischen und christlichen Betrachtung besonders deutlich, ganz abgesehen davon, daß von einer Wortparallele wohl kaum die Rede sein kann. Nicht anders verhält es sich, wo scheinbar bei Seneka wie in den neutestamentlichen Stellen gleicherweise von Gott gesprochen wird: gerade die Bezeichnung, die für den christlichen Gottesbegriff charakteristisch ist, den Vaternamen wird man bei Seneka vergeblich suchen; und wie nahe hätte dem Philosophen dieselbe gelegen, wenn ihm nur ihre Bedeutung aufgegangen wäre. Seneka hätte nicht sagen können, wie es Röm. 8, 28 heißt: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen"; darum lautet auch die angebliche Parallelstelle: „Ich will zeigen, wie das kein Uebel ist, was so scheint …, daß es vielmehr zum Besten derer sei, die es trifft" (De prov. 3, 1). Wie er den Gedanken wendet, ist er echt stoisch: denn über die erziehliche Eigenschaft des Uebels war man in der stoischen Schule, in der Theorie wenigstens, längst einig.

Es giebt noch heutzutage Leute genug, welche das Wort: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn" so verstehen, als sei vor Christi Erscheinung auf Erden das Heidentum gewesen wie ein wüstes Land, das keinerlei Frucht trug; der Same aber, den Christus streute, ging rasch auf, und bald war die Wüstenei in herrliches Ackerland verwandelt. Bei dieser Auffassung, die lange die herrschende war, sieht man gewöhnlich auf Seiten des Heidentums nur Schlechtigkeit und Bosheit, auf der des Christentums eitel Vollkommenheit. Spricht aber einmal der Augenschein gar zu deutlich dagegen, so muß es sich das Heidentum schon gefallen lassen, daß alles, was es Gutes hat, im letzten Grunde dem Christentum entlehnt ist. Natürlich verschließt man sich damit der Erkenntnis, daß Nichts in der Welt ohne Vorbereitung entsteht und Wirksamkeit gewinnt, und erst recht nicht das Christentum, das vielmehr, wie aus den Briefen des Apostels Paulus deutlich hervorgeht, darauf rechnete, daß ihm auf heidnischem Boden ein gewisses Verständnis, vor allem aber eine Stimmung religiöser Sehnsucht und Erlösungsbedürftigkeit entgegenkam. Sicherlich klingt etwas von dieser Stimmung auch aus Senekas Schriften, und sie ist es vielleicht am meisten, die den Eindruck in uns hervorruft, als sei er verwandt mit den großen Geistern des Urchristentums. Aber es bleibt ein durchschlagender Unterschied zwischen dem Philosophen, der sich Moralsysteme ersinnt und in volltönenden Worten seine Theorien verkündigt, und den Verfassern der neutestamentlichen Urkunden, die getragen sind von religiösem Geist und aus deren Worten Leben, religiöses Leben uns entgegenweht.

Wir müssen noch für einige Augenblicke bei dem Charakterbilde unsers Philosophen verweilen, das uns die Geschichte überliefert hat, ehe wir der Frage näher treten, ob Seneka, dessen Schriften uns nicht veranlassen konnten, an die Bekanntschaft des Autors mit christlichen Urkunden zu glauben, vielleicht in persönliche Beziehungen zum Apostel Paulus getreten ist, wie es die Legende will.

Kr

Der Geistliche und die moderne Gesellschaft

Auf dem weiten Gebiete der Religion kann keine Bewegung stattfinden, die nicht auch diejenigen nahe berührte, welche sich die Beschäftigung mit den religiösen Angelegenheiten zu ihrem besondern Berufe erwählt haben. Kein Stand ist so eng durch die eigne Person seines Trägers mit dem Amte, das dieser führt, verbunden, als der Stand des Geistlichen. Was die Leute halten von Glauben und Frömmigkeit, spiegelt sich unwillkürlich wieder in ihrer Stellungnahme zu denen, welche den Glauben predigen. Daher wird eine Orientirung über solche Stellungnahme des gegenwärtigen Zeitalters zu dem geistlichen Stande von Interesse sein nicht nur für den Kulturhistoriker, sondern auch für den Ethiker und Geschichtsphilosophen, überhaupt für jeden, der Teilnahme besitzt für das Wohl und das gedeihliche Zusammenwirken aller Stände und Berufsarten.

Von diesem Gesichtspunkte aus soll die folgende Betrachtung angestellt werden über den Geistlichen und die moderne Gesellschaft,*) und zwar mit der Beschränkung auf die evangelische Geistlichkeit und die hier einschlagenden Verhältnisse innerhalb Deutschlands. Dabei ergeben sich für die Erörterung wie von selbst die beiden Abschnitte: Die moderne Gesellschaft und der Geistliche und: Der Geistliche und die moderne Gesellschaft.

1

Die moderne Gesellschaft und der Geistliche

Die Gesellschaft, deren Stellung in ihrer modernen Gestalt zu der evangelischen Geistlichkeit jetzt zuerst in das Auge gefaßt werden soll, ist kein bloßer Begriff, sondern eine reale Größe. Man könnte sie etwa so definiren: Sie ist die Gesamtheit von Individuen, die in freier Beziehung zu einander stehen und deren Zusammenleben hauptsächlich ruht auf der von ihnen hervorgebrachten öffentlichen Sitte, ungefähr dem entsprechend, was Schleiermacher bezeichnet mit „freier Geselligkeit."**) Von Staat, Kirche und Schule unterscheidet sie sich dadurch, daß diese systematisch organisirte Gemeinschaften bilden, während die Gesellschaft als solche ein Komplex mit einander frei verbundner Personen ist. Die Verbindungsmittel bestehen in der gleichen Sprache, der gleichen Bildungsstufe, den übereinstimmenden Anschauungen, dem gleichen Interesse, in Ebenbürtigkeit, annähernd gleichem Besitzstand, in der Aehnlichkeit des Berufs und der Beschäftigung. Die deutsche moderne Gesellschaft ist demnach die gegenwärtig in Deutschland vorhandne Gesamtheit frei verbundner Individuen, die wieder in verschiedne Schichten und Gruppen sich teilt von den „obern Zehntausend" bis herab zu den Proletariern, von den feinsten Kreisen der „Gebildeten" bis zu dem großen „gewöhnlichen Publikum." Das Hauptcharakteristikum derselben besteht namentlich seit den letzten beiden Jahrzehnten in dem Vorwiegen der Politik für das öffentliche Leben. Der Staat und sein Wohl stehen in dem Vordergrunde. Das allgemeine Versammlungsrecht, das Reichstagswahlrecht ohne Zensus, die Redefreiheit neben dem mündlichen Verfahren bei den Parlamentssitzungen, den Gerichtsverhandlungen und Versammlungen verleihen dem Leben der Gegenwart das Gepräge der Oeffentlichkeit überhaupt. Dadurch hat auch der sogenannte vierte Stand, der Stand der Arbeiter, gelernt, sich seiner Rechte bewußt zu werden und sie geltend zu machen. Es hat eine Verschiebung

*) Ueber dieses Thema, zu dessen Wahl mich die treffliche Broschüre von Beyschlag, „Die Religion und die moderne Gesellschaft" (Halle, Strien, 1887; 80 Pf.) bestimmte, wurde von mir in der diesjährigen Pastoralkonferenz zu Bautzen (den 12. Mai) ein Vortrag gehalten, der hier mit Benutzung der von einigen Amtsbrüdern in der Debatte vorgebrachten Erwiederungen, bez. Ergänzungen ein wenig erweitert worden ist. D B

**) Schleiermacher, Entwurf eines Systems der Sittenlehre, S. 307—315.

stattgefunden in dem Verhältnisse der einzelnen Stände untereinander, die vorzüglich den der Geistlichen besonders stark betrifft. Hatten diese ehemals den ersten Stand gebildet, so sind sie jetzt dem sogenannten Mittelstande einverleibt, während der Adel, der vormalige zweite Stand, die oberste Stellung einnimmt zusammen mit der Aristokratie des höhern und höchsten Beamtentums und des Geldes, denen gegenüber der Arbeiterstand bei jetziger Sachlage die dritte Stelle inne hat, nachdem thatsächlich der frühere erste Stand aufgehoben ist. Diese Verschiebung der Verhältnisse ist nicht ohne Unruhe abgegangen und bedroht Gegenwart und Zukunft mit weitern ernsten Kämpfen. Die große Kluft zwischen Arm und Reich, die sich immer mehr zu befestigen und auszudehnen scheint, trägt nicht wenig hierzu bei. Je mehr Kapital und rücksichtsloser Egoismus auf der einen Seite, desto größer der Neid, die Unzufriedenheit und die Begehrlichkeit bei den andern.

Wie überall aber, wo Symptome der Zerstörung und Zersetzung sich zeigen, so ist auch in dem jetzigen Deutschland das Judentum geschäftig, seinen Vorteil zu suchen und den Prozeß der Auflösung möglichst zu befördern, um desto größere Beute zu machen. Seine Vertreter greifen ein nicht nur in Volkswirtschaft, in Handel und Verkehr, sondern mischen sich auch in das geistige Streben und Streiten der Gegenwart. Sie sind die Götzendiener des goldnen Kalbes, die Apostel des ehr- und lieblosen Egoismus. Den realistischen Zug, der durch das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hindurchgeht und dem das Wirkliche allein das Wahre ist, helfen sie in Materialismus verwandeln.

Die theoretische Seite dieser Gedankenrichtung ist vertreten durch eine gewisse Klasse von Naturforschern, die das ignoramus und ignorabimus Dubois-Reymonds noch nicht begreifen können und den Monismus der Materie für das Höchste aller Wissenschaft halten. Mit ihnen zusammen gehen diejenigen, welchen der Genuß alles ist und die nichts kennen, als das Diesseits. Nobler, und man könnte fast sagen wissenschaftlicher, als dieser theoretische ist der ethische Materialismus, wie F. A. Lange ihn nennt.*) Ihm schwebt als Ziel vor die „Harmonie der Interessen," die Beförderung des Gesamtwohls durch Sorge des Einzelnen für das eigne Interesse, ein verfeinerter Egoismus, der das Ganze im Gleichgewicht halten soll: das „menschenwürdige Dasein" der Sozialdemokraten.

Verwandt mit diesen hauptsächlich auf die Volkswirtschaft sich beziehenden Ideen, aber doch mehr schon das Höhere suchend, ist der in der Gegenwart gleichfalls weitverbreitete Moralismus. Er sieht das Heil in der Brauchbarkeit für das Leben, in praktischer Ausbildung und Respektirung der allgemeinen Sittengesetze. Die Schule ist sein Feld. Nach seiner Ansicht ist das erste und für den Menschen im Grunde genommen einzige, seine Pflicht zu thun, alles andre aber ruhig abzuwarten und daher nicht mit falscher, die Arbeit störender, niemals zu befriedigender Wißbegierde nach einer andern Welt zu schauen. Wie es hiermit steht, werde sich später zeigen. Lernen und etwas schaffen sei die Aufgabe, nicht träumen. Eine große Anzahl huldigen dieser Anschauung. Darin ist die wesentliche Ursache davon zu suchen, daß die Frage um die Erziehung mehr gilt als die um die Religion. Wie innig beide zusammengehören, wird hierbei übersehen. Ein siegesfroher Kulturstolz ist die Folge. Es ist die Aera der Einjährigfreiwilligen-Zeugnisse, der Halbbildung oder, wie Paul de Lagarde sagt, der Bildungsbarbarei. Sie hat bei den reichen, mannichfaltigen Verkehrsmitteln und der durch sie begünstigten Reiselust eine erstaunliche Menge von klugen Leuten aufzuweisen, die beinahe über alles zu sprechen, mindestens angenehm zu plaudern vermögen.

Daß aber eine solche Zeit, deren echte Kinder Dutzende von Problemen gelöst zu haben glauben, vor denen die Alten staunend stehen blieben, und kühn an jedes neue Problem herantreten, daß eine solche Zeit in hastigem Fortschreiten, raschem Urteilen und in den mannichfachsten Widersprüchen sich bewegen muß, ist selbstverständlich. Neben der höchsten Befriedigung über die Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts und der begehrlichsten Genußsucht ein verzweifelnder, resignirender Pessimismus, dem der Philosophaster des Unbewußten ungenirt seine ziemlich abgestandene Kost sogar in Stereotypausgaben vorsetzen darf. Neben dem spottlustigsten Unglauben ein bis in die höchsten Gesellschaftsschichten sich ausdehnender vernunftloser Aberglaube. Hier Ablehnung aller Religion; dort der Versuch, eine neue Religion zu erfinden. Freiheitsschwärmerei bis zur rohesten Ungebundenheit und wieder eine schwankende, haltlose Autoritätssucht, die sich ängstlich flüchten möchte unter den Schatten der alleinseligmachenden Kirche. Nationalisiren und Katholisiren, äußerlich Wohlthätigkeit, innerlich Eigensucht, fast kindische Freude an allerlei Vereinen, und dagegen auf der andern Seite Atomisiren und Auseinanderstäuben der ganzen Gesellschaft; ein unermüdliches, beinahe epidemisch gewordenes Denkmalsetzen für alle wirklichen und vermeintlichen großen Männer der Vergangenheit und Gegenwart, und dabei eine Gedächtnisschwäche bedenklichsten Grades für alle wahrhaft erhabenen, lebenskräftigen Ideen, die diese Männer aussprachen. Da und dort aber mitten aus all diesem Hin- und Hergetriebenwerden und schmerzvollen Ringen heraus zuweilen ein helles Aufblitzen, das wie ein einzelner Strahl von dem ersehnten, kommenden Tage voraus gesandt wurde. Dann und wann mitten hinein in das Verlorensein an das Vergängliche ein lauter Ruf zu dem Idealen und Ewigen. Eine Zeit der Gegensätze, weil eine Uebergangszeit. Man könnte sie als revolutionäre und evolutionäre, als Zeitalter der Umwälzung und Umbildung bezeichnen. Daß das Leben der Kirche von solchem unruhevollen Auf- und Niederwogen und so schroffem Widerstreit nicht unberührt bleiben kann, sieht jeder. Gerade hier auf dem Gebiete der Religion ziehen die verschiednen wider einander stehenden Parteien ihre letzten Konsequenzen. Je nachdem aber jemand zu diesen Richtungen und Bewegungen sich stellt, muß auch seine Auffassung des geistlichen Standes und sein Verhalten zu ihm sich gestalten.

Drei Gruppen sind in dieser Beziehung zu unterscheiden: die Wohlwollenden, die Indifferenten und die entschieden Feindseligen. Erstere sind vorwiegend zu finden unter den Anhängern der sogenannten Ordnungsparteien, die sich auch den Namen „Konservative" beilegen. Sie zerfallen in Konservative aus Ueberzeugung und in Konservative aus Angst. Doch mögen auch die Motive verschieden sein — der Effekt bleibt derselbe. Ihnen gilt der Pastor zweifellos als eine respektable Persönlichkeit, der man mit Achtung und Ehrerbietung entgegenkommen müsse. Er ist ein Mann der Ruhe und des Friedens, der Gesetzlichkeit und der Pflicht; eine brauchbare Stütze der gegebenen, seit lange bestehenden und durch ihren Bestand geheiligten Verhältnisse. Sein Beruf erweist sich als am besten geeignet, die große Menge im Zaume zu halten und die Heißsporne zur Besonnenheit zu bewegen. Wie es solchen freundlich Gesinnten unwiderleglich zur Aufrechthaltung guter Sitten gehört, die Religion zu lieben und ihre Gebräuche zu beobachten, so halten sie es für durchaus unschicklich, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was den geistlichen Stand in den Augen des Publikums herabsetzen oder womit sie dem einzelnen Geistlichen zu nahe treten könnten. Sie bedienen sich mit Vorliebe seiner Hilfe bei Landtags- und Reichstagswahlen, zeichnen ihn aus in Gesellschaft, sehen ihn gern in ihrem Hause, ja fühlen sich durch seine Gegenwart besonders geehrt. In wichtigen Angelegenheiten, namentlich der Erziehung, oder bei diskreten Familienfragen versäumen sie nicht, seinen Rat einzuholen, und richten sich auch darnach. Seine Bitte für Arme und Notleidende wird immer williges Gehör und eine offene Hand bei ihnen finden. Kaum feiern sie ein Fest in ihrem Hause, zu dem der Herr Pastor nicht geladen würde. Ueberall, wo sie ihm begegnen, sei es in Gemeinschaft andrer, bei geselligen Zusammenkünften, sei es bei ernsten oder freudigen Veranlassungen, sei es auf der Straße, werden sie nie versäumen, ihn durch Artigkeit auszuzeichnen. Das Auftreten des Geistlichen in ihrer Umgebung wird daher stets ein sicheres und unbefangenes sein können.

Die meisten solcher Gönner, die wohl unter allen Ständen und Gesellschaftsschichten vorkommen mögen, findet er unter dem Adel, den höhern Beamten, den begüterten Privatleuten, den

*) Fr. Alb. Lange, Geschichte des Materialismus, 2, S. 453 ff.

frommen Bewohnern des Landes und unter den Frauen. Vielleicht die Redlichsten von allen aber, die gar keinen Nebengedanken bei ihrer Zuneigung haben, darf er bei den „Stillen im Lande" suchen, bei den frommen Seelen, die sich gern zur Erbauung zusammenfinden und nichts so eifrig anstreben als ein echtes, wahrhaftes Christentum. Zu ihnen sind nicht nur diejenigen zu zählen, die auch äußerlich zu irgendeinem religiösen Zwecke zusammentraten, sondern auch die — und sie wohl als die Vorzüglichsten —, die in stillen Gedanken ihr Glaubensleben entwickeln in freier, unbefangener Art und deren Christentum vorzüglich ein Hauschristentum ist. Sie achten und lieben ihren Geistlichen mit voller Aufrichtigkeit und fühlen sich durch herzliche Freundschaft mit ihm verbunden.

Zuweilen nur wandelt sich bei etlichen von ihnen, die vielleicht einen schwärmerischen Zug an sich tragen, die Liebe in leises oder gar offenes Mißtrauen. Sind sie an sich schon geneigt, den Pastor stets scharf zu beobachten, da und dort auch Kritik zu üben an irgend einer theologischen Richtung, so vermögen sie nicht immer siegreich einen gewissen frommen Hochmut von sich abzuwehren, wenn irgendwo der Ruf zur Separation erschallt, auszutreten aus dem Babel irgend einer Landeskirche, deren Amtsträger sie bis dahin stets geachtet und geliebt hatten. Glücklicherweise beschränkt sich diese Stimmung immer nur auf eine kleine Anzahl und ist nicht selten durch würdiges Auftreten des Geistlichen wieder in gesunde Bahnen zu leiten.

Alle solche also, welche Religion und Kirche noch hochschätzen, sei es aus oberflächlicheren oder aus tieferen Gründen, achten den Geistlichen und erkennen ihn ohne weiteres als gesellschaftlich in jeder Hinsicht vollberechtigt an um seines Amtes willen. Wird diese, sozusagen objektive, Freundschaft und Ehrerbietung noch unterstützt durch persönliche Vorzüge einzelner Pastoren, umso entschiedener und dauerhafter ist sie.

Ebenfalls nicht ohne Wohlwollen gegen den Pastor sind die kirchlich Gleichgiltigen. Schon als gebildete Männer aus dem Beamtenstande, den intelligenten Bürgern, dem Militär, den Künstlern, Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikbesitzern und kleinen Rentiers würden sie es für unpassend ansehen, überhaupt irgend jemandem um seines Amtes willen unangemessen zu begegnen. Ehre, dem Ehre gebührt. Die Form zu verletzen, gilt ihnen als ein gesellschaftliches Armutszeugnis gegen den Unhöflichen selbst. Ihnen ist alles Extreme, alles, was das Gleichgewicht des Umganges stören könnte, jedes allzu Aufrichtige zuwider. Sie sind die Nervösen, welche die Kirchenluft schwer vertagen können, hierzu geworden durch das beständige Hasten und Jagen des aufreibenden Geschäfts- oder auch Vergnügungslebens. Sie wollen, wenn die Feierstunde geschlagen hat und die Last der Arbeit abgeschüttelt ist, in angenehmer Gesellschaft ausruhen. Zum Nachdenken über religiöse Dinge, die dem Geschäftsgetriebe und den Geschäftsusancen so fern liegen, fehlt ihnen Lust und Zeit. Daher kennen sie den Geistlichen einer Gemeinde, zu welcher sie dem Namen nach gehören, nicht von der Kanzel her, sondern infolge zufälligen Zusammentreffens. Vielleicht haben sie ihn gesehen oder auch näher kennen gelernt bei irgend einer großen Festlichkeit, durch einen öffentlichen Vortrag, den er irgendwo hielt, bei einem Freunde, der ihn einlud, oder von einem Begräbnisse her.

Läßt sich gut mit dem Geistlichen umgehen, ist er ein „jovialer," leutseliger Mann, der nicht allzu rigoristisch auftritt, gar ein „guter Gesellschafter," der nicht so leicht einen Spaß verdirbt, dann ist er ihnen doppelt willkommen. Eine Anekdote, die irgend eine komische Seite an dem Stande des Pastors hervorkehrt, ist dabei diesen Indifferenten schon der Unterhaltung wegen nicht unsympathisch, und sie trauen es dem Geistlichen, als dem Kenner des guten Tones, zu, daß er sich nicht empfindlich zeigen wird. Schwer können sie überhaupt einen Witz über Kirche und Klerus unterdrücken; aber, wie sie sagen, „alles in Ehren," ohne ausgeprägte Gehässigkeit, nur weil es zur Beförderung der guten Laune dient. Bald ist alles im Drange der Geschäfte wieder vergessen, und jeden Stand trifft wohl das gleiche Maß.

Besitzt der Pastor Gelehrsamkeit, Feinheit und Gewandtheit der Rede oder andre bedeutende und gesellschaftlich anerkannte Vorzüge, dann können sie ihn selbst bewundern, am Ende sich gar entschließen, einmal in die Kirche „zu ihm" zu gehen, weil sie „Interessantes" von ihm vermuten. Zu ihrem Vertrauten machen sie ihn selten; er müßte denn gleichfalls ein guter Geschäftsmann sein oder in Verbindungen stehen, die ihnen nützlich sein könnten. Dann vertrauen sie ihm aber weniger die Geheimnisse ihrer Seele als die ihrer Spekulationen an. Alles in allem, sie sehen in ihm nicht den Vertreter der Religion oder Kirche, sondern den „Gebildeten," der mit ihnen auf gleicher Gesellschaftsstufe steht und respektirt werden muß, weil er einmal da ist. Sie achten den Geistlichen nicht um seines Amtes, sondern um seiner Person willen. Kühl bis an das Herz hinan, lassen sie nicht gern einen Mann amtlich an sich kommen, der vielleicht zu ernsthaft werden könnte und der Grundsätze zu vertreten hat, die mit denen des modernen Handels und Wandels kaum in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Ist es auch möglich für den Geistlichen, gesellschaftlich mit Leuten dieser Art auszukommen: sein Amt machen sie ihm durch ihre oft von ironischem Anflug nicht freie Gleichgiltigkeit desto schwerer, und das muß eine Rückwirkung auch auf den Verkehr mit ihnen ausüben. Es ist nicht angenehm, sich nur als Geduldeter zu fühlen. Niederschlagend aber ist es, mit der Begeisterung für ein heiliges Amt, die von dem persönlichen Verhalten doch nicht zu trennen ist, gerade dort sich abgewiesen zu sehen, wo ein Eingreifen am nötigsten wäre und wo die Flachheit ihre weiteste Ausdehnung gefunden hat. Die den Geistlichen nur da und dort als Person acceptirenden Indifferenten geben das schlechteste Beispiel und bringen den Pastorenstand am meisten ins Schwanken und Schweben. Lieber Kampf, als Lauheit und Blasirtheit! Lieber offene Feindschaft als formelle und mehr oder weniger hohle Freundschaft!

Streit stählt; Haß macht die Liebe desto stärker. Das zu beweisen geben dem geistlichen Stande diejenigen Gelegenheit, welche mit der Religion und Kirche folgerichtig die Vertreter eines Berufs ablehnen, der diesen seine Kraft und Zeit widmet. Sie bestehen aus den Verbitterten, den Anhängern der absoluten Negation und den maßlosen Genußmenschen. Sie sind's, die den Stein der Weisen gefunden zu haben glauben, die den Weg zum kurzen Glück auf dieser Erde zu kennen meinen und denen die Welt schließlich gerade gut genug ist, um zu Grunde zu gehen. „Liberal" nennen sie sich in des Wortes verwegenster Bedeutung. Zu ihnen, welche die dritte der oben bezeichneten Gruppen bilden, zählen rabiate Gelehrte, verkannte moderne Genies, Reformjuden, Literaten, Romanschreiber, vereinzelte Zukunftsdichter und wissenschaftlich Verunglückte. Ihr streitbares Heer rekrutirt sich aus allen Ständen. Die dreistesten aber von allen, die Hauptwortführer, sind die sozialistischen Agitatoren, die Matadore der Bierbank, der Volksversammlungen und der Streikkomitees.

Der Geistliche ist in ihren Augen entweder ein Heuchler, der anders redet als er denkt, der um des lieben Brotes willen alte, auch für ihn längst abgethane Dinge immer wieder vorbringt, der Formeln und Lehrsätze ausspricht, die für jeden und daher auch für ihn gänzlich inhaltslos geworden sind und der sein priesterliches Gewand nur zum Scheine trägt. Oder sie sehen ihn an als einen Dummkopf, der mit seinem unzureichenden Denken in ausgelaufenen Geleisen sich bewegt und nicht imstande ist, dem hohen Fluge des modernen Geistes zu folgen, ein altmodischer Sonderling aus vergangenen Jahrhunderten. Die Sozialisten aber, die sich für die alleinigen „Arbeiter" halten in dem großen Getriebe der Welt, nennen den Pastor kurzweg einen Tagedieb, einen Bummler, der höchstens des Sonntags, wenn er predigt, etwas thut, aber etwas ganz Ueberflüssiges und wenig Anstrengendes, während andre Menschen sechs Tage lang fleißig sein müssen. Der Pfarrer führt, wie sie zu erzählen nicht müde werden, ein höchst beschauliches und behagliches Leben, während seine Mitmenschen im „Kampf ums Dasein" mühsam um ihre Existenz ringen.

Die Erbittertsten aber bezeichnen den Pastor rundab als einen schädlichen Menschen, der nur im Dienste der Volksverdummung steht und die Köpfe mit abergläubischen, ungesunden Gedanken, die Gemüter mit weichlichen Empfindungen erfüllt, welche die

Leute unfähig machen zur Erfüllung ihrer Pflicht. Er ist in ihren Augen ein Schmarotzer und Parasit an dem großen Gesellschaftskörper und muß in seinem Einfluß möglichst beschränkt werden. Vor ihm die Mütze zu ziehen, wäre eine Feigheit, eine Entwürdigung des freien Mannes, der überhaupt nie höflich ist.

Der Niederschlag solcher Anschauungen findet sich in einer ziemlich ansehnlichen Menge von Gedichten, Schauspielen, Romanen und namentlich in sozialistischen Zeitungen und Flugblättern. Allein der Kultus der „Humanität" steht in Ansehen bei diesen „Freien." Von ihnen hat der Pastor, dieser „Duckmäuser" oder „Muckerer," wenig freundliches zu erwarten, gewiß niemals Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit mit den Freunden wahren Volkswohls, auf dessen Förderung nur der Sozialdemokrat sich versteht. „Kampf bis aufs Messer" den Bourgeois, deren verderblichsten und verächtlichsten einer der Geistlichste ist!

Zieht man nun aus dem allen das Fazit, so ergiebt sich für die gesellschaftliche Stellung des evangelischen Geistlichen kein besonders erfreuliches Resultat. Ist die Zahl der absoluten Gegner im ganzen auch gering, so sind doch der wirklichen, aufrichtigen Freunde gleichfalls nicht zu viele. Das gegenwärtige Zeitalter ist entschieden kein religiöses. Viele von den „Religiösen" aber sind unkirchlich und deshalb mit den Beamten der Kirche nicht sehr innig verbunden. Der realistische Zug, der durch das Ganze hindurchgeht, mag dem schwärmerischen, thatenlosen Idealismus gegenüber gut sein. Für die soziale Stellung des Geistlichen ist er nicht von Vorteil. Das Vorwiegen der Praxis ist einem Stande, dessen Streben auf eine höhere Welt gerichtet sein muß, nicht günstig. Wo aber Kirche und Geistlichkeit in der Gegenwart acceptirt sind, hat das oft einen ziemlich nüchternen und der Sache selbst durchaus fremden Grund. Hauptsächlich nur von dem „guten Ton" unter den Nichtgegnern getragen zu sein, hat immer etwas Mißliches. Der geistliche Stand befindet sich demnach in der modernen Gesellschaft in einem gewissen Zustande der Schwebe. Er ist nicht geradezu gesellschaftlich depossedirt, doch auch nicht im Vollbesitze allseitiger, unbeschränkter Anerkennung.

Außerdem tritt an dem geistlichen Amte noch der scheinbare Widerspruch hervor, daß sein Inhaber das Ideale zu vertreten hat, aber doch ohne das Materielle nicht sein kann. Ein Gegensatz, der nicht selten zu Spott und zu falschen Auffassungen Anlaß giebt. Mindestens macht er die soziale Stellung des Geistlichen für viele unklar. Hierin wohl ist auch der Grund davon zu suchen, daß mancher Pastor mit Unrecht für habsüchtig und für geizig angesehen, daß überhaupt seinem Stande starke Liebe zum Gelde zugeschrieben wird. Was bei andern Menschen selbstverständlich und unauffällig ist, wird durch den Kontrast zwischen den idealen Berufsaufgaben und der gewöhnlichen Sorge für die Existenz nur zu leicht der Kritik ausgesetzt und Ursache zu unbegründeter Beschuldigung.

Die Stellung der evangelischen Geistlichkeit ist somit schwierig nach allen Seiten hin. Sie ist direkt alterirt noch durch die neueren Synodalgesetzgebungen, durch das veränderte Besetzungsverfahren, welches das Pfarrwahlrecht der Gemeinde betont, und die Einführung der Zivilstandesämter. Durch letzteres ist der rechtliche Einfluß der Geistlichkeit geschmälert, gewiß nicht zum Nachteil der wahrhaft kirchlichen Gesinnung, aber doch nicht ohne Lockerung des Bandes zwischen Geistlichkeit und Gesellschaft. Durch Synoden und Pfarrwahl kommt der Laienstand zum Worte in kirchlichen Angelegenheiten. Das ist unbedingt gut, durchaus notwendig und wird, je länger je mehr, nicht unwesentlich zur allmählichen Hebung der Kirchlichkeit und Religiosität zweifellos beitragen. Einstweilen aber ist das angestrebte Gute noch nicht völlig erreicht. Die neuen Rechte werden nicht überall mit vollem Verständnis gehandhabt. Vorzüglich bei der Besetzung von geistlichen Stellen findet zuweilen eine überaus bedauerliche Herabdrückung des geistlichen Ansehens statt. Hier zu schweigen von durch herrschsüchtiges Parteitreiben angeregten Wahlprotesten, scheint sich die Praxis der Reichstagswahlen da und dort auch auf die Wahlen von Pfarrern erstrecken zu wollen, eine Errungenschaft der Neuzeit und ein Mißbrauch des Gemeindeprinzips, die gewiß nicht zur Hebung der sozialen Stellung der Geistlichkeit dienen. Jede richtige Idee muß sich jedoch wie ihre praktische Ausführung erst durch mannichfache Irrtümer hindurchbewegen, ehe sie das angestrebte, in ihr enthaltene lobenswerte Ziel erreicht. Das ist der Lauf der Welt.

Verhält sich aber so, wie es bisher in allgemeinen Zügen geschildert worden ist, die moderne Gesellschaft zu dem Geistlichen, wie hat sich dieser nun zu der modernen Gesellschaft zu stellen? Das ist die andre Frage, die in dem weiteren zu beantworten sein wird. K = Katzer-Löbau.

Die judenchristliche Gemeinde zu Kischinew in Bessarabien

„Die Geschichte der modernen Missionsarbeit unter den Juden ist mehr oder weniger eine Geschichte von Experimenten... Selbst die erfolgreichsten Arbeiter mußten erfahren, daß sie im Finstern kämpften und daß sie ermatteten in fruchtlosem Ringen mit einzigartigen Hindernissen, welche sie nicht völlig verstanden oder zu überwinden nicht die Fähigkeit besaßen." Wer längere Zeit die Arbeit der Judenmission mit Aufmerksamkeit verfolgt und die geringen Erfolge mit angesehen hat, die sie erreichte, wird diese Klage als vollberechtigt anerkennen. Schon Luther stieß bei seinen Versuchen, die Juden zu bekehren, auf einen ihm unverständlichen und unüberwindlichen Widerstand, sodaß sein anfängliches Wohlwollen für das Volk des Alten Bundes nach und nach in eine entschiedene Abneigung gegen die Verstockten umschlug. Wie ihm ist es vielen nach ihm gegangen, und dieser hartnäckige Widerstand der Juden gegen alle Missionsversuche, der oft einen starken Widerwillen, ja grimmen Haß gegen das allerdings wenig gekannte Christentum offenbarte, hat dann zu verschiednen Zeiten immer wieder zu oft fanatischer Verfolgung des Judentums geführt, eine Erscheinung, die selbst in unsrer Gegenwart im Antisemitismus, vielen unerwartet und unverständlich, aufgetreten ist. Aber schon diese Thatsache der oft blutigen Judenverfolgungen, wie sie von dem Mittelalter an bis in unsre Zeit fortdauern, mußte ernster gesinnte Männer auf den Gedanken bringen, daß es den Juden im Grunde nicht zu verdenken ist, wenn sie sich weigern, das religiöse Bekenntnis derjenigen anzunehmen, die sie so tötlich hassen und verfolgen.

Dazu kommt noch ein zweites. Wie ist es zu verstehen, daß die Juden trotz der schweren Drangsale, die sie ausgestanden, doch geblieben sind, was sie waren, daß sie niemals ihre Nationalität aufgegeben haben? Man kann den Aufgang und Niedergang vieler Völker sich ohne viele Schwierigkeiten erklären, nicht aber den Weltgang dieses Volkes. In seiner scheinbaren Ohnmacht ist es die erste Weltmacht. Die Weltvölker haben den Pflug über seinen Rücken gezogen mit blutigen Furchen; aber die Welt hat den Nacken vor der Wahrheit gebeugt, die aus Israel ausging, und Zion ist gewaltiger als Athen und Rom. Zahllose Völkerschaften sind von andern Völkern verdrängt, unterdrückt, aufgezehrt worden und verschwunden. Keinem ist es aber schlimmer ergangen, keins ist in aller Welt mehr gehaßt, mißhandelt, verbannt, entehrt, mit Füßen getreten als das Judenvolk, aber ihnen ein Ende zu machen, sie zu absorbiren, das ist keiner Weltmacht gelungen. Dieser Umstand nun, der bei den einen wohl eine gewisse Verwunderung, bei andern dagegen Widerwillen erzeugt und gar verbissenen Rassenhaß hervorruft, legt den Gedanken nahe, daß hier die Lösung des Rätsels liegt, weshalb die Judenmission bisher so geringen Erfolg gehabt hat. Die Juden sind ein Volk geblieben und werden auch nur als Volk sich bekehren, wenn auch nicht sogleich im ganzen Umfang, so doch mit Wahrung ihres Volkstums, ihrer heiligen Sprache, ihres Gesetzes.

Man hat nun wohl gesagt: „Die Judenmission ist aussichtslos, ja wider den Willen Gottes, denn nach dem Worte des Apostels Paulus hat er sein Volk verstockt und will ihm erst am Ende der Tage die Decke von den Augen nehmen." Aber dem widerspricht schon die ganze Thätigkeit des Apostels Paulus selbst, der doch sein Volk besser kannte, seine Bestimmung, seine Bedeutung für die Kirche Christi besser überschaute,

als alle, die sich später derselben Aufgabe der Mission unter den Juden und Heiden widmeten. Dieser Apostel, dem zugleich am tiefsten die Aussichtslosigkeit seiner Missionsarbeit unter den Juden fühlbar wurde, der am bittersten das Gericht der Verstockung, welches Gott über das Volk des Alten Bundes verhängte, mitempfunden hat, er läßt doch nicht nach, das Evangelium überall zuerst den Juden zu verkündigen und dann erst den Heiden. So hat denn die Heidenkirche, die er gründete, nicht die Aufgabe, die Juden für ihre Verstocktheit noch eigenwillig zu strafen, sondern ihrem Apostel seine tiefe Liebe für sein Volk nachzufühlen und mit gleicher Geduld und hingebender Ausdauer ihm nachzugehen, damit es endlich in dem, welchen die Heidenkirche als den Heiland der ganzen Welt bekannt, auch seinen Messias erkennen lerne. Aber ist der Zustand der Christenheit schon derart, daß ein solcher Erfolg erwartet werden darf? Mit Recht sagt der bekannte Judenmissionär Faber: „Wenn die Juden in den Zustand der Christenheit, in das Getriebe unsrer Alltagsmenschen, in die Verwirrung des religiösen und kirchlichen Zustandes, in das verdorbene Wesen der Politik, in den tausendfachen Unglauben mitten in der Christenheit blicken, was für Eindrücke müssen sie bekommen? Denn mit dem besseren, reineren, praktischen Christentum kommen sie nicht leicht in nähere Berührung. So liegt die Decke noch auf ihren Augen. Und die Christenheit, wie sie ist, trägt daran eine schwere Mitschuld. Und umso schwerer ist die Missionsarbeit unter Israel."

Dennoch hat diese Arbeit in den letzten Jahren eine Wendung zum Bessern genommen, hat einen Erfolg aufzuweisen, der umso bedeutender und hoffnungsreicher ist, als er einen weiten Ausblick auf eine viel großartigere, wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft reifende Ernte gestattet.

Dieser Erfolg ist jedoch nicht eingetreten in den Ländern, die sich rühmen, Träger der modernen Kultur zu sein, wo sich auch das Judentum dieser Kultur anzubequemen angefangen, damit aber von seinem eigentlich national-jüdischen Wesen eingebüßt und sich meist begnügt hat, unter den günstigen politischen und sozialen Zuständen seine Anlage für Geldgewinn auszubilden und zu einer Weltmacht ersten Ranges heranzuwachsen; sondern im Osten Europas, wo sich das Charakteristische des Judentums noch am strengsten, darum aber auch am exklusivsten in Sprache und national-jüdischer Sitte erhalten hat, ist eine Bewegung entstanden, die nicht nur der Judenmission eine neue Richtung gegeben hat, sondern berufen zu sein scheint, der gesamten kirchlichen Entwicklung neue Wege zu bahnen, die aus den endlosen Wirrnissen hinaus auf einen gemeinsamen Boden kirchlicher Arbeit führen könnten.

Die Voraussetzung für diese Bewegung bildet die Arbeit eines Mannes, der seit langen Jahren die Seele der Judenmission in Deutschland und zugleich der bedeutendste Kenner der jüdischen Literatur ist, des Professors Franz Delitzsch in Leipzig. Die Notwendigkeit, den Juden auf ihrem eigensten Lebensgebiet, in ihrer nationalen Eigentümlichkeit entgegenzukommen, hatte diesen Mann veranlaßt, das Neue Testament ins Hebräische zu übersetzen. Im Jahre 1877 war die erste Auflage nach vierzigjähriger Arbeit fertiggestellt, und im Laufe von noch nicht zehn Jahren ist jetzt bereits die achte Auflage gedruckt. Mehr als 30000 Exemplare sind verbreitet in Galizien, Bukowina, Rumänien, Bessarabien und weiter bis nach Sibirien. Einen wahrhaft überraschenden Erfolg hat aber diese Bibelübersetzung in Bessarabien zu verzeichnen, wo sie zur Gründung einer ersten judenchristlichen Gemeinde nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinde in Jerusalem geführt hat.

Der Träger dieser Bewegung, die ihren Ausgang von dem hebräischen Neuen Testament des Professors Delitzsch genommen, ja durch sie allein ermöglicht und veranlaßt ist, heißt Joseph ben David Rabinowitsch. Er ist Advokat zu Kischinew in Bessarabien, einer Stadt, die unter ihren 90000 Einwohnern 50000 Juden zählt, welche auch die Stadtverwaltung in Händen haben. Rabinowitsch gehört zu jenen Männern, wie sie in jedem Volk in kritischen Zeitläuften auftreten. Er ist ein Patriot im höchsten Sinne des Wortes, der sein Volk lieb hat und sich ganz für dasselbe opfert. Seit langer Zeit war er bemüht, die materielle und moralische Lage seines Volkes zu heben. 1880 veröffentlichte er in einem jüdischen Journal zu Petersburg den Plan zu einer gründlichen Reorganisation des Rabbinats, der aber nicht zur Ausführung gelangte. Ebenso war er für die Begründung einer Ackerbaugesellschaft unter den Juden thätig, und um ein Beispiel zu geben, fing er an, sich mit seinem Hause dem Ackerbau zuzuwenden. Infolge der antisemitischen Verfolgungen, die 1882 in Rußland ausbrachen, fragte er sich, ob die Juden nicht würden Rußland verlassen müssen, um sich im Lande ihrer Väter niederzulassen. Diese Frage gründlich zu studiren, begab er sich selbst nach Palästina. Der Zustand der Dinge im heiligen Lande überzeugte ihn jedoch bald, daß ein derartiges Unternehmen für den Augenblick aufgegeben werden mußte. Indes sollte diese Reise für ihn, wie für seine ganze Lebensaufgabe entscheidend werden.

Eines Tages, als er auf dem Oelberge saß und seinen Gedanken über das Schicksal seines Volkes nachhing, entstand in ihm bei dem Anblick der Orte, wo der Heiland gebetet, gekämpft und gelitten hat, die Frage: Wäre es möglich, daß Jesus von Nazareth der Messias war und dies Land wüste liegt, weil wir ihn zurückgewiesen haben? Er nahm das Neue Testament, las es und gelangte durch dasselbe ohne weitere Vermittelung zu der entscheidenden Erkenntnis, daß Jesus der von den Propheten vorausverkündigte Messias ist, der die Sünden der Welt getragen hat. Von diesem Gedanken erfüllt, kehrte Rabinowitsch nun von Palästina nach Kischinew zurück mit dem Wahlspruch: Der Schlüssel zum Heiligen Lande ist in den Händen unsers Bruders Jesus.

Zunächst verwendete er den größten Teil seiner Zeit auf das Studium des Neuen Testaments. Allmählich sammelte sich auch ein Kern von ernsten Seelen um ihn. Um diese Zeit verfaßte er dann seine dreizehn Thesen, die bestimmt sind, die Juden zu ihrem Bruder Jesus zu ziehen, und die Grundzüge zur Gründung einer judenchristlichen Gemeinde enthalten. Sie riefen anfangs unter den Christen in Kischinew zwei entgegengesetzte Empfindungen hervor: eine lebhafte Freude, einen angesehenen Juden mit Verehrung und Liebe von dem Heiland Jesus sprechen zu hören — anderseits fürchtete man, daß diese Bekehrung ihrer wahren Grundlage entbehre, daß sie vielmehr nur den Zweck habe, die Regierungen der christlichen Staaten zu gewinnen und die bürgerliche und politische Gleichberechtigung mit den Völkern, unter denen sie lebten, zu erlangen. Diese Furcht war jedoch unbegründet.

Rabinowitsch trat jetzt in nähern Verkehr mit Herrn Faltin, dem Pastor an der lutherischen Gemeinde zu Kischinew, und Professor Delitzsch. Er teilte Herrn Faltin seine Absicht mit, daß er mit Gottes Hilfe eine Gemeinde gründen wolle, die von dem Gesetz beobachten würde, was noch ausführbar sei. Professor Delitzsch schickte darauf den Missionar Faber nach Kischinew, der hier am 26. März 1884 eine Konferenz mit Rabinowitsch abhielt, welche die notwendigsten Voraussetzungen für die Gründung der Gemeinde beraten sollte. Pastor Faltin präsidirte dieser Konferenz, an der eine Anzahl angesehener Mitglieder der Judenmission teilnahmen. In dieser ernsten, feierlich unter Gesang und Gebet eröffneten Zusammenkunft trug Rabinowitsch zuerst die Glaubensartikel der neuen juden-christlichen Gemeinde vor und führte dann weiter aus, daß er und seine Brüder von der Wahrheit des Christentums überzeugt seien, zugleich aber den ererbten Gesetzen und Gewohnheiten ihrer Väter, soweit sie mit dem Wesen des Christentums übereinstimmten, treu bleiben wollten. „Wir glauben, sagte er, daß das Gesetz vollkommen durch Christus, unsern Stellvertreter bei dem Vater, erfüllt ist; aber anderseits sind wir der Ansicht, daß ein jüdischer Christ möglichst seine nationalen Gebräuche beobachten muß." Es war natürlich, daß dieser Punkt, der ja dem Denken unsrer Zeit noch so fern liegt, eine lebhafte Debatte hervorrief, die sich neben der Lehre von der Trinität besonders um die Frage nach Beobachtung des Sabbats und der Beschneidung drehte. Im Laufe der Verhandlung stellte man Rabinowitsch die Frage, ob er glaube, daß ein christlicher Israelit, der den Sabbat nicht beobachte und seinen Sohn nicht beschneiden lasse, eine Sünde begehe, worauf derselbe antwortete: „Nein, allein er trennt sich von seinem Volk." Mit Recht konnte er sich bei seiner Forde-

rung auf die Thatsache berufen, daß die erste Kirche das Prinzip der jüdischen Nationalität anerkannt habe. Nachdem man sich so im wesentlichen geeinigt hatte, schloß ein Gebet des Pastors Faltin und das von allen Teilnehmern gesprochene hebräische Vaterunser die Verhandlungen. Zu Ostern wurde dann auch das heilige Mahl gefeiert, zum erstenmale nach der von Rabinowitsch festgestellten Liturgie. Bei dieser Feier wurden die alttestamentlichen Gebräuche des Passamahls mit dem neutestamentlichen Abendmahl verbunden, sodaß das Ganze als eine Wiederholung des ersten Mahles Christi mit seinen Aposteln erscheint.

So war denn die erste judenchristliche Gemeinde begründet und von gewichtigen Autoritäten protestantischer Kirchengemeinschaften anerkannt. Es galt jetzt noch die staatliche Zustimmung zu erlangen, die auch ohne große Schwierigkeiten durch den Grafen Tolstoi, russischen Minister des Innern, gewährt wurde, und konnte nun die Eröffnung einer Synagoge des heiligen Messias Jesus in Kischinew erfolgen.

Trotz der zahlreichen Anfeindungen und persönlichen Angriffe auf Rabinowitsch, die nicht ausbleiben konnten, schritt das Werk doch fort, wie sich Missionar Faber auf einer zweiten Reise nach Kischinew überzeugte. Er schrieb damals: „Die Bewegung hat sich über ganz Bessarabien und über diese Provinz hinaus ausgebreitet. An den meisten Orten ist sie von selbst entstanden, ohne Einwirkung von Rabinowitsch, einfach auf die Nachricht von den Vorgängen in Kischinew.“ Missionar Faber selbst war vom Morgen bis zum Abend von Juden umgeben, welche das Heil suchten. Ueberall in dem weiten russischen Reiche bilden sich jetzt Vereinigungen von Juden, welche glauben, daß der Herr Jesus der Messias ist; überall giebt es Juden, welche sich zum Christentume hingezogen fühlen: es fehlt ihnen nur noch der Mut, ihren Glauben offen zu bezeugen. So hat die kleine Gemeinde in Kischinew eine tiefe Revolution der Geister hervorgerufen. Wer sollte darin nicht Gottes Hand erkennen?

Nachdem das Werk soweit gediehen, blieb nur noch eine Schwierigkeit zu überwinden: weder Rabinowitsch noch einer seiner Anhänger war getauft, obgleich die Notwendigkeit der Taufe als einer Einrichtung des Herrn von Rabinowitsch anerkannt war. Man hatte diese Frage bis jetzt zurücktreten lassen; nun drängte sie zur Entscheidung. Das einfachste wäre gewesen, Rabinowitsch hätte sich von Pastor Faltin in Kischinew taufen lassen. Aber die Furcht, mit der lutherischen Gemeinde in Kischinew identifizirt zu werden, was den Juden und auch den russischen Behörden gegenüber bedenklich gewesen wäre, veranlaßte Rabinowitsch, sich durch einen Bürger der Vereinigten Staaten taufen zu lassen. Er begab sich nach Berlin, und Professor Strack, ein hervorragendes Mitglied der Berliner Gesellschaft für Mission unter den Israeliten, ersuchte den Professor Mead, Mitglied der amerikanischen Kongregationalistenkirche, der sich gerade in Berlin aufhielt, die Taufe zu vollziehen. So wurde denn Rabinowitsch am 24. März 1886 in dem Saal der böhmisch-lutherischen Bethlehemskirche getauft, wobei Pastor Knaack, Professor Strack, Pastor Thausig und viele andre Freunde als Zeugen zugegen waren. Mit diesem Akt, der auch in Kischinew einen guten Eindruck machte, konnte das Werk der Begründung der judenchristlichen Gemeinde in Kischinew vorläufig als abgeschlossen gelten.

Aus der vorstehenden Darstellung wird das eine ersichtlich sein, daß die Judenmission nun einen festen Ausgangspunkt für ihre Thätigkeit gewonnen hat, der sie sicher zu immer größern Erfolgen führen wird. Wenn sie fortfährt, die Weisung des Apostels Paulus, den Juden ein Jude zu werden, praktisch zur Ausführung zu bringen, wird es ihr auch gelingen, Zugang zu dem harten und doch so empfänglichen Herzen des jüdischen Volkes zu finden.

Wie weit dieser erste Anfang sich in nächster Zeit ausdehnen, welche Wirkung er ferner auf die Entwicklung auch der Heidenkirche demnächst haben wird, läßt sich schwerlich berechnen; aber erfreulich ist doch schon die eine Thatsache, daß sich bei der Begründung dieser ersten judenchristlichen Gemeinde die verschiedensten kirchlichen Gemeinschaften friedlich die Hand gereicht haben, und dieser Geist brüderlicher Liebe muß notwendig auch auf die Entwicklung der protestantischen Kirche fördernd, weil befreiend und einigend, wirken, was sie mehr als alles andre bedarf. Allerdings wird Professor Delitzsch wohl Recht haben, daß die Hoffnung, ganz Israel werde einmal „zu den Füßen des Davidsohns aus Bethlehem-Nazareth anbeten und die große Beichte (Jes. Kap. 53) ablegen,“ noch in weiter Ferne liege; aber auch darin wird er Recht haben, daß sich „diese Zukunft schon in den ersten Wehen ihrer Ausgeburt“ befinde, und daß die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Mission unter Israel als ein Vorzeichen zu begrüßen sind „künftiger Vereinigung der Mutter (Synagoge) und der Tochter (Kirche) in Gott und Seinem Christus.“*)

Th Sch

Christliche und humane Kinderpflege

Es ist wohl vorgekommen, daß man in christlichen Kreisen mit einer gewissen Eifersucht auf allerlei segensreiche humane Veranstaltungen der Nächstenliebe hingeblickt hat, fast als sei es ein Raub an der Kirche, wenn auch Andere, die sich von dem engeren christlichen Gemeinschaftsleben fern halten, doch durch ihre Werke beweisen, daß sie opferfreudige Liebe haben. Dem gegenüber ist auf das entschiedenste zu betonen, daß unser Heiland die hingebende Barmherzigkeit keineswegs als eine Art Privateigentum oder Monopol seiner speziellsten Jünger angesehen, vielmehr gerade einen halbheidnischen Samariter als ewigen Typus gottwohlgefälligen werkthätigen Mitleids hingestellt hat. Darum wollen wir uns nie durch eine enge, scheinbar besonders gläubige Parteilichkeit das Auge trüben lassen, wenn es mit reiner heller Freude auf einem guten Werke ruhen will, bei dem zwar die Kreuze auf den Zinnen und die Bibelsprüche an den Wänden fehlen, welches aber dennoch herausgeboren ist aus dem christlichen Urgedanken: Ihr seid allzumal Brüder untereinander.

Ohne Zweifel giebt es viele Gebiete der Liebesthätigkeit, welche nur im engsten Anschluß an das kirchliche Bekenntnis, oft auch an das geistliche Amt in Angriff genommen werden können. Hierher rechnen wir beispielsweise die meisten Arbeiten der Stadtmissionen und die Bestrebungen, der nicht ausreichenden öffentlichen Predigt eine Evangelisation durch das gedruckte Wort zur Seite zu stellen. Es giebt aber auch zahlreiche Gebiete, auf denen eine streng christliche und eine mehr humane Auffassung ohne Schaden nebeneinander bestehen können. Dabei denken wir vor allem an die vielgestalteten Versuche, leiblicher und sozialer Not zu wehren. Haben hier die christlichen Vereinigungen meist den Vorteil, Arbeitskräfte anstellen zu können, welche ihre Mühe als religiöse Pflicht begriffen haben, so können humane Vereine in vielen Fällen auch die nicht immer karg bemessenen Unterstützungen solcher Kreise genießen, welche für den Sammelboten eines konfessionellen Unternehmens leider keinen Groschen übrig haben. Nicht selten vereinigen sich auch humane und christliche Liebe derart, daß etwa ein interkonfessioneller Verein für die Heranziehung tüchtiger Dienstboten eine Hausmutter aus dem evangelischen Diakonissenhaus entnimmt; eine Vereinigung, die gewiß der Sache nur zum Segen dient.

Insbesondere findet sich ein derartiges freundliches Handinhandgehen bei der **Kinderpflege**, welche gerade in neuster Zeit vielfache Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie beginnt in den **Krippen**, dem wohlthätigen Ersatz der moralisch höchst bedenklichen Findelhäuser. Während nämlich die von Vincentius von Paula und Napoleon I. gleich warm befürworteten Findelhäuser durch unentgeltliche, unbeschränkte Aufnahme ehelicher und unehelicher Kinder eine Unterstützung leichtfertiger Mütter und damit eine große Gefahr allen geordneten Familienlebens

*) Vergl. Franz Delitzsch, Dokumente der national-jüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland, 2. Auflage, und Franz Delitzsch, Fortgesetzte Dokumente der national-jüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland. (Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig, Nr. 4 und 5. Erlangen, 1885. Preis 40 und 30 Pfennige.) Ferner Gustave A. Krüger, Une Eglise judéo-chrétienne en Bessarabie. (Lausanne, 1885. 2 Frcs.)

wurden, wollen die in Erinnerung an die Geschichte der heil. Weihnacht als Krippen bezeichneten Anstalten gerade die treue mütterliche Kinderpflege unterstützen. In den meisten deutschen Krippen bringen verheiratete Mütter, welche tags ihr Brot außer dem Hause verdienen müssen, in den ersten Morgenstunden ihre kleinen Lieblinge, welche älter als 3 Wochen sein müssen und nicht älter als 2 oder 3 Jahre sein dürfen, in die luftigen, hellen Krippenräume, wo sie unter sorglicher Obacht schlafen, spielen, trinken und unter Umständen auch schreien, bis abends die Mutter auf dem Heimweg wieder vorspricht, um sich aus der bunten Schaar von dreißig oder vierzig kleinen Pfleglingen ihr Kindlein herauszunehmen, damit es bis zum nächsten Morgen an dem Mutterherzen erwarme. Wenn sie nicht allzu arm ist, zahlt sie für die Verpflegung wöchentlich etwa eine Mark, und wenn ihre Arbeitsstelle nicht zu fern ist, kommt sie auch in den Fabrikpausen ein paar Augenblicke herüber, um ihren Mutterpflichten zu genügen.

Eines besonders guten Rufes erfreut sich die im Jahre 1873 von der Aktiengesellschaft für mechanische Weberei in Linden bei Hannover gegründete „Kinderpflegeanstalt,“ welche allerdings über den Umfang einer gewöhnlichen Krippe weit hinausgeht. Ein vierstöckiges Haus ist so eingerichtet, daß das Parterre für Säuglinge von vier Wochen bis einem Jahr, die zweite Etage für Kinder von ein bis zwei Jahren, die dritte für solche von zwei bis sechs Jahren, die vierte für das Alter von sechs bis vierzehn Jahren bestimmt ist. Jede dieser Etagen hat hinreichende Räumlichkeiten für die Bedürfnisse der verschiednen Alter, sodaß den Kleinsten nichts zum Schlafen, Spielen und der nötigen Reinigung, den Größten nichts zum Anfertigen der Schularbeiten und zu andern nützlichen Beschäftigungen fehlt. Ganz eigenartig ist es, daß bis hinauf ins oberste Stockwerk nicht eine Treppe, sondern eine mit Asphaltdecke hergestellte für Kinderwagen fahrbare Rampe führt. Ein Hofraum und zwei sehr geräumige verdeckte Balkons ermöglichen stets den Aufenthalt in freier Luft. Die ganze Anstalt steht unter Leitung einer Diakonissin, welche von vier bis fünf Schwestern und zwölf bis sechzehn Wärterinnen unterstützt wird. Die Fabrik hat auf den Bau der Pflegeanstalt mehr als 100 000 Mark verwendet und leistet einen jährlichen Zuschuß von 9—13 000 Mark, während die von den Müttern erhobenen Pflegegelder 7—10 000 Mark jährlich einbringen.

Während nun in Linden — und auch bisweilen sonst — die Pflege der verschiednen Altersstufen des Kindeslebens einer gemeinsamen Anstalt anvertraut ist, finden sich gewöhnlich neben den Krippen besondre Kleinkinderschulen, früher meist Kinderbewahranstalten, jetzt wohl auch Warteschulen genannt. Wie sehr sie Bedürfnis sind, zeigt sich schon darin, daß ihre Zahl in Deutschland zweitausend weit übersteigt. Ihre Pfleglinge sind die der Krippe entwachsenen Arbeiterkinder bis zum Beginn der Schulpflichtigkeit. Das erste Vorbild solcher Anstalten war der Kinderkreis, den die oft gepriesene treue Magd des bekannten volkstümlichen Pfarrers Oberlin im Steinthal (Elsaß) Louise Scheppler um 1780 bei sich versammelte. Ein Ausgangspunkt vieler Kinderbewahranstalten wurde dann seit 1840 das Mutterhaus zur Ausbildung von Kinderschullehrerinnen, welches vom Diakonissenvater Fliedner im Anschluß an sein Diakonissenhaus in Kaiserswert gegründet wurde, eine Musteranstalt für viele andre, der sich besonders das Mutterhaus der Frau Dr. Jolberg in Nonnenweier und das lange von dem schriftstellerisch sehr thätigen Direktor Ranke geleitete Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam an die Seite gestellt haben. Oft mit den Kleinkinderschulen in schroffen Gegensatz gebracht, verfolgen doch verwandte Ziele die Fröbelschen „Kindergärten“ mit ihrem taktgemäßen Spielen und mathematischen Eigentümlichkeiten, und es scheint, als wollten sich beide Strömungen je länger je mehr dadurch versöhnen, daß man beginnt, beiderseits von einander zu lernen. Wie schwer übrigens die Aufgabe der leitenden „Tante“ oft sein kann, lernt man erst kennen, wenn man sich einmal längere Zeit als Zuschauer in die Mitte des unruhigen Völkchens setzt, das draußen am Abhang des Sandhaufens oder drinnen zwischen den niedrigen Bänken, auf den Matratzen und an den Tischen die vielen Stunden des lieben langen Tages möglichst abwechselnd zu verbringen sucht. Allerliebst sieht es aus, wenn die Tante eine Geschichte erzählt und alle die Kinderchen sich mit spannenden Gesichtern um sie gruppiren, ein rechtes Bild für den verstorbenen Ludwig Richter.

Sobald die Kinder zur Schule gehen, schließt sich ihnen die Thür der Kleinkinderschule. Damit gerät leicht auch der kindlich sittige Geist, den die letztere in ihre Herzen zu pflanzen sich bemühte, in schnelle Vergessenheit. Während Vater und Mutter um der Arbeit willen fern sind, treiben sich die Knaben, aber oft auch die Mädchen, in tollen Streichen mehr und mehr verwildernd auf der Gasse herum, nicht selten dem Verbrechen und der öffentlichen Unsittlichkeit entgegenreifend. Wer ersetzt ihnen in den schulfreien Stunden das bewahrende Elternhaus? Diese Frage führte bereits 1828 in Darmstadt zur Einrichtung einer „Knabenbeschäftigungsanstalt,“ welche noch heute blüht und etwa 400 Knaben mit Gartenbau und Strohflechten, zur Winterszeit auch mit allerlei Papp- und Holzarbeiten zu verständiger Zeitbenutzung und etwas eigenem Geldverdienst anleitet. Auf diese Darmstädter Einrichtung lassen sich auch die in diesen Tagen erfreulich sich verbreitenden Knabenhorte insofern zurückführen, als ihr Stifter, der Feuerwehrleiter-Rat Jung in München, als geborner Darmstädter durch den Anblick wilder Straßenjungen an die menschenfreundliche Institution seiner Vaterstadt erinnert und zu eigner Neuschöpfung begeistert ward. Schon weiß man von etwa dreißig Knabenhorten, meist in größern Städten, und der Ende Mai dieses Jahres in Frankfurt a. M. zusammengetretene Konvent versäumt gewiß nicht, der Sache zahlreiche neue Anhänger zu gewinnen.

Aehnliche Tendenz verfolgt auch die schon 1857 ins Leben gerufene „Kinderbeschäftigungsanstalt von Neu- und Antonstadt in Dresden“, welche nach neunzehnjährigem Bestehen sich rühmen konnte, daß sie von 2000 Knaben nur zwei hatte strafweise entlassen müssen, gewiß ein höchst günstiges Resultat, wenn man bedenkt, welche Summe von Unfug ohne die humane Fürsorge von allen diesen Knaben verübt worden wäre. In gleicher Weise hören wir günstige Berichte von der Altonaer „Arbeitsschule für Knaben“, welche von einem Bruder des Rauhen Hauses geleitet, gegen neunzig Knaben für einen Stundenlohn von 2, 5 oder 8 Pfennigen durch Sägen und Spalten von Brennholz, Bürstenbinden und Mattenflechten beschäftigt. Natürlich werden hier wie anderswo die angefertigten Gegenstände verkauft, ohne daß man jedoch mit dem Erlös die Selbstkosten decken könnte.

Sehr rege ist jetzt auch der unter dem Protektorate der Frau Kronprinzessin stehende, hauptsächlich von dem Abgeordneten von Schenckendorff vertretene „Deutsche Verein für Knabenhandarbeit“ ans Werk gegangen. Er kann als Erfolge verzeichnen, daß der Berliner Lehrerverein ihm sein Mitwirken zugesichert hat, und daß in seinem Auftrag mit dem 1. Juli d. J. der auch um Ferienkolonien hochverdiente Oberlehrer Dr. Götze in Leipzig ein Seminar von Lehrern für Holzschnitzerei, Papp- und Kartonarbeit u. s. w. eröffnen wird.

Alle diese Bestrebungen sind zunächst rein humaner Natur, aber Niemand wird verkennen, daß sie mit ihrer energischen Beförderung sittlicher Lebensauffassung unter der Jugend die Bundesgenossen derjenigen religiösen Veranstaltungen sind, welche der sittlichen und kirchlichen Verwilderung unseres Volkes tapfer und erfolgreich entgegenarbeiten. Ohne Zweifel würde mancher leichtsinnige Knabe nicht ins Rettungshaus gelangt sein, wenn er rechtzeitig im Knabenhorte Schutz und Halt gewann.

Zum Schluß seien noch zwei „Kinderschutzvereine“ erwähnt, die unter gleichem Namen doch eine verschiedene Liebesarbeit verfolgen. Der Berliner Kinderschutzverein sorgt für Pflege, Kleidung und Arznei für schwächliche und kranke Kinder und konnte im letzten Jahre mit 26 000 Mark an 159 von ihnen seine Barmherzigkeit erweisen, während wir über einen Kinderschutzverein zu New-York der Tägl. R. folgende Notizen entnehmen:

(Kinderschutzverein in New-York.) In den Verein. Staaten wendet man seit einiger Zeit der sittlichen Hebung jugendlicher Verbrecher und Ausgestoßener große Aufmerksamkeit zu. Eines besonders schönen Erfolges kann sich unter den zu diesem Zwecke gegründeten Anstalten die Children's aid society of New York City rühmen. Die Berichte des städtischen Polizeigerichts zeigen den bedeutenden Einfluß dieser humanen

Bestrebungen auf die Minderung der Vergehen. Während nämlich in dreißig Jahren die städtische Bevölkerung von etwa 630 000 auf beinahe anderthalb Millionen angewachsen ist, zeigt z. B. die Zahl der wegen geringfügigen Diebstahls verurteilten Mädchen in demselben Zeitraume einen Rückgang von 900 auf weniger als 250, die der weiblichen Vagabunden von 5778 auf 2565. Die industrial schools, in welchen über hundert Lehrer beschäftigt und 10 000 Schüler unterrichtet werden, spielen in der Thätigkeit der Gesellschaft eine besonders wichtige Rolle und wirken namentlich auch der Angewöhnung des Trunkes entgegen. Eine andre originelle und nützliche Einrichtung sind die lodging houses, welche zugleich Wohn-, Schul- und Arbeitsräume enthalten, sowie auch als Auswanderungsämter dienen. Jedes Kind bezahlt für die ihm gewährte Unterstützung durch Arbeit oder Geld. Die reichlichen Zuwendungen einiger Menschenfreunde, welche der Gesellschaft große Gebäude für ihre Zwecke überließen, haben dieselbe wesentlich gefördert. Es giebt jetzt sechs lodging houses, welche während des letzten Jahres über 11 000 Kinder für einen Durchschnittspreis von 47,65 Dollars auf den Kopf beherbergt haben. Man ist bestrebt, den jugendlichen Gefallenen eine individuelle Behandlung zu teil werden zu lassen, schafft die Armenhauskinder in getrennte Häuser und bringt namentlich auch viele Verwahrloste und Waisen in Farmerfamilien unter. F N

Verschiedenes

(Ein bedauerliches Festspiel) Am 15. Juni hielt in den Räumen des Krystallpalastes zu Leipzig der dortige Albertzweigverein zum Besten seiner Liebesthätigkeit ein Sommerfest ab. Unter andern festlichen Veranstaltungen fanden auch zwei Theateraufführungen statt, die eine am Nachmittag in Anwesenheit des sächsischen Königspaares, die andre am Abend vor dem größeren Publikum.

Hierbei bekamen wir als Novität ein Lustspiel von Paul Heyse zu hören, „Unter Brüdern" betitelt.

Einer Beurteilung des dramatischen Wertes dieses Einakters wollen wir uns an dieser Stelle enthalten; aber das können wir uns nicht versagen, über den Charakter und die Tendenz des Stückes ein Wörtlein zu reden. Heyses Novität dürfte schon dadurch genügend gekennzeichnet sein, daß als komische Figur ein evangelischer Pfarrer erscheint, der einerseits durch seine Unbeholfenheit und Beschränktheit, anderseits durch seine salbungsvolle Art, Moral zu predigen, lächerlich wirken soll. Wir möchten wirklich wissen, welches Urbild eines evangelischen Geistlichen dem Dichter hierbei zum Modell gedient hat!

Doch dies ließen wir uns noch gefallen, wenn wirklich nur in den persönlichen Eigenheiten des Pfarrers die Komik gesucht wäre — warum sollten nicht auch einmal die menschlichen Schwächen eines Geistlichen bewitzelt werden —; aber etwas andres ist es, wenn nicht bloß die Person, sondern auch die heilige Sache, als deren Vertreter der Geistliche anzusehen ist, zum Gegenstande des Witzes und des Spottes wird. Allerdings vermögen wir nur nach dem Eindruck des Spieles selbst zu urteilen; aber auch schon hiernach dürfen wir kühnlich behaupten, daß der Dichter, dessen Standpunkt gegenüber dem Christentum ja schon aus andern seiner Schriften hinreichend bekannt ist, im Gewande der Komik gegen christlichen Glauben und christliche Moral polemisirt.

Man merkt es auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser auf Seite der zwei andern in seinem Stücke auftretenden Brüder steht, von denen der eine Mathematiker, der andre Naturforscher ist, die von der Höhe ihrer Wissenschaften herab den reinsten Atheismus und Materialismus vertreten und z. B. ausdrücklich jede göttliche Vorsehung leugnen.

Wenn wir nun sehen, wie der Dichter diese beiden Brüder als die Repräsentanten einer aufgeklärten Weltanschauung in das günstigste Licht stellt, dagegen den geistlichen Bruder als Repräsentanten des christlichen Glaubens mit sichtlichem Wohlbehagen karrikirt, und wenn wir dazu nehmen, daß die dem Pfarrer in den Mund gelegten biblischen Sprüche mit entschiedner Absicht gerade da angebracht sind, wo sie notwendig lächerlich, dumm und gehaltlos klingen müssen, so können wir von unserm Standpunkte aus das Heysesche Lustspiel nur als ein christentumsfeindliches Tendenzstück bezeichnen.

Wie nun ein solches Machwerk zur Verherrlichung eines Festes gewählt werden konnte, das von dem doch auf christlicher Basis arbeitenden Albertverein zum Besten seines Barmherzigkeitswerkes veranstaltet und gewiß auch auf die Teilnahme gut evangelischer Christenleute berechnet war, ist allerdings unverständlich und giebt in der That zu denken.

(Protest) Bei Gelegenheit der 27. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung, welche in der Pfingstwoche zu Gotha stattfand, wurde über das Verhältnis von Schule und Kirche — leider von einem Pfarrer — ein Vortrag gehalten, der nach den bisher uns zu Gesicht gekommenen Auszügen an Oberflächlichkeit das Aeußerste leistete. Nichts desto weniger erntete derselbe allgemeinen begeisterten Beifall, und es wurde sogar auf eine weitere Verhandlung über das Thema verzichtet, damit der Eindruck des Gebotenen dadurch nicht verwischt werde! Man konnte nur hoffen, daß der Redner in Wahrheit doch ein wenig verständiger gesprochen haben möchte, als die Zeitungsberichte schließen ließen. Inzwischen hat die am 15. Juni in Gotha abgehaltene Landeskonferenz der Geistlichen des Herzogtums Gotha sich mit dem Vortrage beschäftigt und einstimmig folgende Resolution gefaßt:

Die heut versammelte Landeskonferenz der Geistlichen des Herzogtums Gotha nimmt aus mehreren Aeußerungen des Herrn Pfarrer Baehring-Minfeld in seinem auf der 27. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung hier gehaltenen Vortrage über den „Weg zur Verständigung zwischen Schule und Kirche," insbesondre aus den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Bemerkungen desselben über die Missionsbestrebungen der Gegenwart Veranlassung, ihrem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß den in der Versammlung anwesenden Missionsfreunden unter den Geistlichen und Lehrern durch die beliebte Verzichtleistung auf eine Debatte die Möglichkeit entzogen war, ihren entgegenstehenden Auffassungen Geltung zu verschaffen.

Die Landeskonferenz weist unter nachdrücklichem Protest gegen die Worte des Pfarrers Baehring: „Wir haben etwas Besseres zu thun als Millionen für die äußere Mission zu fordern, um die Heiden mit Gewalt zum Christentum zu bekehren" — auf die offenkundige Thatsache hin, daß es sich bei der Mission, zumal in der deutsch-evangelischen Kirche, nicht um die Forderung von Millionen, auch nicht um eine gewaltsame Bekehrung handelt, sondern lediglich um ein Werk christlicher Freiheit, das seine ebensowohl für die Kirche als auch für das gesamte Kulturleben und nicht zum Mindesten für die Wissenschaft ersprießliche Entwicklung nächst Gott allein der Kraft der evangelischen Glaubensüberzeugung verdankt, für deren siegreiche Macht sie das sprechendste Zeugnis ablegt und deren begeisterte Zustimmung ihr auch ferner gesichert bleibt.

(Lutherstipendium für italienische Theologen) Ueber das im Lutherjahre gestiftete Lutherstipendium für italienische Theologie-Studirende der Waldenser und der Chiesa libera an deutschen Universitäten veröffentlicht das Zentralkomitee (stud. phil. Pollack und stud. theol. Alberti in Leipzig) einen Rechenschaftsbericht, worin es heißt: „Nach drei Jahren eifrigen Sammelns ist es gelungen, im Verein mit den fast über ganz Deutschland verstreuten Lokalkomitees den Stipendienfond auf 10 000 Mk. zu bringen, so daß vom kommenden Wintersemester ab ein Angehöriger einer von beiden obengenannten Kirchen durch den Zinsertrag bei seinem Studium unterstützt werden kann.... Schon ist ein Grundstein von 1384,05 Mk. zur zweiten Rate vorhanden. Trage ein jeder dazu bei, daß abermals nach drei Jahren ein zweiter Zielpunkt erreicht werde!" Beiträge werden dankend entgegengenommen von den Vorsitzenden der Komitees an den Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Gießen, Halle, Jena, Kiel, Leipzig, Straßburg und vom Zentralvorstande des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig.

(Sofia) Am 12. Juni hat Pfarrer Grashoff in Sofia das schmucke Kirchlein der evangelischen Gemeinde daselbst eingeweiht und den ersten Gottesdienst darin gehalten. Die Leute standen bis draußen vor der geöffneten Thür; die Zahl der Andersgläubigen übertraf die der Protestanten; viele Bulgaren war darunter. Von der Diplomatie hatte man nur die evangelischen Generalkonsuln geladen, den deutschen und den französischen; beide waren erschienen. Am Montag darauf wurde die „deutsche Schule" eröffnet, mit sieben Kindern; sieben andre, die den Halbjahrsschluß in der katholischen Schule abwarten sollten, werden inzwischen noch hinzugekommen sein. Wir empfehlen die Gemeinde wiederholt der Fürsorge unsrer Leser.

(Ein chinesisches Seitenstück zu Salomos Urteil) Unter der Ueberschrift „Salomos Urteil im Chinesischen" teilt The Academy folgende kleine Geschichte mit.

Zwei Weiber traten vor einen Mandarinen in China und jede behauptete, sie sei die Mutter eines kleinen Kindes, das sie mit sich gebracht hatten. Sie waren so eifrig und so bestimmt in ihren Aussagen, daß der Mandarin sehr verlegen wurde. Er zog sich zurück, um sich mit seiner Gemahlin zu beraten, die eine weise und kluge Frau war und deren Meinung in der Nachbarschaft sehr hoch gehalten wurde. Sie bat um fünf Minuten Bedenkzeit. Am Ende derselben sprach sie:

„Die Diener sollen mir einen großen Fisch aus dem Flusse fangen und lebend herbeibringen."

Das geschah.

„Bringt mir jetzt das Kind," sprach sie, „aber laßt die Frauen in dem äußeren Zimmer."

Auch das geschah. Darauf ließ des Mandarinen Weib das Kind ausziehen und seine Kleider dem Fisch anlegen.

„Schafft ihn jetzt hinaus und werft ihn im Angesicht der beiden Frauen in den Fluß."

Die Diener gehorchten und schleuderten den Fisch ins Wasser, wo er um sich schlug und zappelte, ohne Zweifel sehr mißvergnügt über die Kleidung, in die man ihn eingepackt hatte.

Im Augenblick stürzte sich eine der Frauen mit einem lauten Schrei in den Fluß. Sie mußte ihr ertrinkendes Kind retten.

„Zweifellos ist sie die wahre Mutter," erklärte des Mandarinen Gemahlin. Und sie ließ sie aus dem Wasser ziehen und ihr das Kind geben.

„Zweifellos ist sie die wahre Mutter," erklärte sie. Und der Mandarin nickte mit dem Kopfe und erklärte sein Weib für die klügste Frau in dem blumigen Reiche. Unterdessen schlich sich die falsche Mutter hinweg; ihre Betrügerei war entdeckt worden. Des Mandarinen Weib aber vergaß alles um sich herum in der Beschäftigung, das Kindchen in die beste Seide zu kleiden, die sie in ihrer Garderobe finden konnte.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig